

## **Gefühlsarbeit als Ansatzpunkt emanzipatorischer Praxis**

### 1. Einleitung

Im Nachdenken über Arbeitsstrukturen und die Vorstellung von „guter Arbeit“ treten Überlegungen zu Affekten und Emotionen als wichtiger Bestandteil immer mehr in den Fokus (vgl. u.a. Illouz 2006; Penz/Sauer 2016). Die Diskussionen um emotionale und affektive Arbeit sind keineswegs neu, bestimmen gegenwärtige Arbeitsstrukturen jedoch mehr als je zuvor. Ich möchte im Folgenden deshalb dafür argumentieren, dass Zugänge von Gefühlsarbeit einen wichtigen Beitrag zu leisten können, gegenwärtige Arbeitsstrukturen und in ihnen aufkommende Herausforderungen besser nachvollziehen und analysieren zu können. Sie haben das Potenzial, eine ganzheitliche Perspektive auf Arbeit zu entwickeln, die ganz unterschiedliche Formen und Aspekte von Arbeit einbeziehen kann. Gerade jene Bereiche und Tätigkeiten, die oftmals unsichtbar gemacht werden, können über das Konzept der Gefühlsarbeit sichtbar und thematisierbar gemacht werden. Sie kann damit eine wichtige Verbindungslinie zwischen feministischen Diskursen um Sorgearbeit und Debatten über die „die gute Arbeit“ an sich darstellen. Durch das Konzept der Gefühlsarbeit ist es einerseits möglich, jene Tätigkeiten der Sorgearbeit besprechbar zu machen, die oftmals nicht gesehen und anerkannt werden. Andererseits sind Emotionen und Affekte auch Teil von in Arbeitsverhältnissen, in denen sie auf den ersten Blick weniger offensichtlich wahrgenommen werden. Über Konzepte von Gefühlsarbeit ist es möglich, neue Gedanken darüber anzustellen, was wir überhaupt unter „Arbeit“ verstehen. Welche Tätigkeiten werden als Arbeit empfunden und warum und welche nicht? Wie kann Arbeit neu gedacht werden, wenn Emotionen und Affekte miteinbezogen werden, die bei der Arbeit entstehen und Teil des Arbeitsprozesses sind? Und wie können Vorstellungen von „guter Arbeit“ auch unter dem Aspekt von Gefühlen entwickelt werden? Wie kann Arbeit gestaltet werden, die nicht allein auf Produktivität und Effizienz ausgerichtet ist, sondern bereichernd und anregend wirkt?

Diesen Fragen nähere ich mich im Folgenden etwas genauer an. Mein Text beschreibt dabei eine Suchbewegung über Konzepte von (Gefühls-)Arbeit. Ich sehe mich dabei mit der Herausforderung darüber konfrontiert, wie sich Begriffe konzeptionell abgrenzen lassen, ohne eben jene Verhältnisse anzunehmen, die hinterfragt werden sollen. Das betrifft beispielsweise die Trennung von Sorgearbeit und Erwerbsarbeit. Für meine Ausführungen halte ich es

für notwendig, sie konzeptionell zu unterscheiden, gehe jedoch gleichzeitig davon aus, dass sie eng miteinander verknüpft sind und immer wieder in einander übergehen. So ähnlich verhält es sich mit der Unterscheidung von „privaten sozialen Beziehungen“ und anderen, „öffentlichen“ Strukturen wie der Erwerbsarbeit. Ich bezeichne soziale Beziehungen hier als „privat“, um Verhältnisse wie Familien, Freund\*innenschaften und Partner\*innenschaften anzusprechen. Dabei ist mir jedoch bewusst, dass auch jene Beziehungen politisch und von gesellschaftlichen Machtverhältnissen durchzogen sind. Mein Ausgangspunkt ist daher auch die Suche nach Konzepten, die eine ganzheitliche Perspektive liefern können, um ganz unterschiedliche Aspekte, Verhältnisse und Beziehungen zusammenbringen. Das Konzept der Gefühlsarbeit halte ich für eines, das dieses Potenzial in sich trägt.

Im Folgenden möchte ich zunächst (Abschnitt 1) einen kurzen Überblick über Konzeptualisierungen von Gefühlsarbeit geben. Was ist Gefühlsarbeit und wie kann sie eingeordnet werden? Anschließend daran argumentiere, dass der Zugang von Gefühlsarbeit eine wichtige theoretische Erweiterung für die Betrachtung von Arbeit darstellt. Ich halte es für relevant, Gefühlsarbeit (wieder) explizit in feministische Diskurse um Sorge- und Carearbeit mit zu verhandeln (Abschnitt 2). Etwaige Aspekte sind seit jeher Teil einer feministischen Auseinandersetzung mit Arbeit, vor allem in der so genannten Hausarbeitsdebatte in den 1970er Jahren (vgl. Dalla Costa/James 1975; Bock/Duden 1977; Federici 2012). In der neueren feministischen Literatur wird jedoch vor allem Bezug auf institutionalisierte und bezahlte Carearbeit (vgl. Kontos 2015) genommen. Ich plädiere für eine ganzheitliche Perspektive, die als „Carespective“ bezeichnet werden kann. Sorge als Praxis und emotionale Aspekte sollen hierbei ins Zentrum gestellt werden, um somit Verbindungen und Überschneidungen verschiedener Bereiche von Sorgearbeit sichtbar zu machen. Dabei kann es um Sorgeverhältnisse in bezahlten Kontexten des Caresektors gehen, aber auch Arbeit in sozialen Beziehungen und aktivistischen Kontexten mit einbeziehen.

Zudem liefert Gefühlsarbeit darüber hinaus das Potenzial, Arbeit neu zu denken und neue Perspektiven darauf zu entwickeln, wie Arbeit auch über Affekte geleistet wird (Abschnitt 3). Vor allem in Bezug auf so genannte „immaterielle“ Arbeit, die auf den ersten Blick wenig mit körperlicher Arbeit zu tun hat, liefert Gefühlsarbeit wichtige Ansatzpunkte. Ich argumentiere, dass Gefühlsarbeit es möglich macht, den Körper in Betrachtungen von Arbeit zurückzuholen und physische Auswirkungen von gegenwärtigen Arbeitsstrukturen sichtbar zu machen. Wenn emotionale und affektive Aspekte von Arbeit artikuliert und ansprechbar gemacht werden können, scheint es viel einfacher möglich, physische wie mentale Faktoren

von Arbeit zu thematisieren. Viele Arbeitende haben selbst einen Begriff von Stress und Erschöpfung, die durch die Arbeit entstehen. Ich argumentiere, dass das Konzept der Gefühlsarbeit es möglich macht, diese Faktoren bereits in die Gestaltung von Arbeit einzubeziehen und nicht erst als negative Konsequenzen zu denken.

Ausgehend von diesen Überlegungen stelle ich im Fazit dar, wie Gefühlsarbeit als emanzipatorischer Ansatzpunkt für die Konzeptualisierung von guter Arbeit dienen kann.

## 2. Was ist Gefühlsarbeit?

Doch was fällt unter Gefühlsarbeit und wie lässt sie sich einordnen? Wie oben bereits erwähnt, ist das Konzept nicht neu. Bereits in frühen feministischen Beiträgen werden die emotionalen und sozialen Dimensionen von (Care-)Arbeit beschrieben (vgl. Speck 2019: 35). Seit dem Erscheinen von „The Managed Heart“ von Arlie R. Hochschild (1983) findet das Konzept auch in Erwerbsarbeitskontexten Anwendung. Hochschilds ursprüngliche Studie bezog sich dabei auf den Dienstleistungssektor. Dem liegt der „revolutionäre Grundgedanke“ (Penz/Sauer 2016: 57) zugrunde, „dass das Gefühlsmanagement, das traditionell Frauen im Reproduktionsbereich abverlangt wird (*emotion work*) [...] in der Dienstleistungsgesellschaft zu einem wesentlichen Bestandteil der Erwerbsarbeit wird“ (ebd.).

Diese Beobachtung teilen auch andere Autor\*innen, die eine zunehmende Relevanz von dem richtigen Gefühlsmanagement in Erwerbsarbeitszusammenhängen diagnostizieren. Eva Illouz (2006) stellt beispielsweise heraus, dass eine adäquate Analyse der Moderne die Dimension der Emotionen aufgreifen muss, um die „Konstitution des modernen Selbst und der modernen Identität“ (ebd.: 9) nachvollziehen zu können. Sie vertritt dabei die These, dass die Bildung des Kapitalismus mit der Bildung einer „emotionalen Kultur“ einhergehe (ebd.: 12) und sich damit ein „emotionaler Kapitalismus“ herausgebildet habe. Dabei werden in beruflichen Kontexten Fähigkeiten abverlangt, die in privaten sozialen Beziehungen erlernt werden. Hierbei kommen gesellschaftliche Konventionen darüber zum Tragen, wie die eigenen Emotionen kontrolliert und nach außen getragen werden sollen. Nicht zuletzt ist das auch mit einer Klassenfrage verbunden. Illouz bedient sich hierbei Begrifflichkeiten von Pierre Bourdieu (ebd.: 98) und bescheinigt die Herausbildung eines emotionalen Habitus, den bestimmte Bevölkerungsgruppen eher hervorbringen als andere. Damit entsteht auch ein „emotionales Kapital“, das als ökonomisch verwertbar eingesetzt werden kann. Andererseits übertrügen sich laut Illouz auch die Logiken des Marktes auf die soziale Sphäre. Soziale Be-

ziehungen werden dabei einer Kosten-Nutzen-Analyse unterzogen und ebenfalls auf ihre ökonomische Verwertbarkeit hin beurteilt (ebd.: 168).

Auch Sighard Neckel (2005) beschreibt, wie emotionales Selbstmanagement zunehmend als relevante Fähigkeit zur ökonomischen Verwertbarkeit eingeordnet wird. Ebenso wie Illouz beschreibt er eine Emotionalisierung der ökonomischen Sphäre. Wirtschaftliche Prozesse seien „durch je spezifische Formen des Emotionsmanagement begleitet“ (ebd.: 420). Darin bestünden bestimmte Gefühlsregeln, die Vorgaben über den Ausdruck von Gefühlen machen und „auch in der ökonomischen Praxis eine soziale Notwendigkeit und subjektives Emotionsmanagement eine ökonomische Anforderung sind“ (ebd.).

Demnach greifen Ökonomie und die Sphäre privater Beziehungen ineinander, soziale Fähigkeiten und Emotionen werden zu Waren und Kapital in den Tauschverhältnissen von sozialen und Arbeitsbeziehungen. Von diesen Überlegungen lässt sich ableiten, dass Gefühle wichtiger Bestandteil von Arbeitsstrukturen sind und sie keineswegs so emotionslos und rational sind wie sie scheinen. Gleichzeitig wirken auch ökonomische Logiken auf soziale Beziehungen zurück. Gefühlsarbeit ist das Konzept, was diese Dynamiken beschreibbar machen kann. Ich verwende den Begriff als Überbegriff von verschiedenen Ansätzen, die Gefühle als Bestandteil von Arbeitskontexten betrachten. Darunter fällt der Begriff der emotionalen Arbeit, wie ihn Hochschild geprägt hat und seine Abwandlungen sowie der Begriff der „affektiven Arbeit“, der durch Michael Hardt und Antonio Negri (2000) geprägt und u.a. von Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2010; 2014) und Birgit Sauer und Otto Penz (2016) erweitert wurde.

Die verschiedenen Ansätze haben jeweils eine eigene Blickrichtung und beziehen sich auf unterschiedliche Aspekte von Gefühlsarbeit. Bei Hochschild und ihrer Konzeption von „emotional labor“ liegt der Fokus zunächst auf der Ausbeutung und dem Management bestimmter Emotionen im Dienstleistungssektor. Bei ihr werden Emotionen konkret zu Waren und sind letztlich Teil der Strategie zu Gewinnmaximierung (Bargetz 2013: 208). Ihre Ansätze sind bedeutsam, weil sie den Grundstein für die Auseinandersetzung mit emotionaler Arbeit geliefert haben. Sie bildeten die Basis für zahlreiche Studien und weiterführende Analysen mit emotionaler Arbeit und sind nach wie vor ihr Hauptbezugspunkt (vgl. Penz/Sauer 2016: 60ff.). Im Laufe der Zeit wurde das Konzept auch auf Kontexte jenseits von Erwerbsarbeit im Dienstleistungssektor angewandt und hat damit teilweise an Trennschärfe und Eindeutigkeit verloren (vgl. Beck 2018).

Das Konzept der „affektiven Arbeit“<sup>1</sup> geht über emotionale Arbeit insofern hinaus, als dass es expliziter die biopolitischen Aspekte von Arbeit einbezieht. Es wurde ursprünglich von Michael Hardt und Antonio Negri (2000) als eine Form von immaterieller Arbeit eingeordnet und bezieht sich neben Emotionen auch auf kommunikative Fähigkeiten, die in menschlicher Interaktion zum Tragen kommen (Hardt 1999: 95). Ausschlaggebend ist dabei, dass affektive Arbeit sich zwar grundsätzlich auf immaterielle und kommunikative Tätigkeiten bezieht, dabei jedoch „Körper und Geist gleichzeitig“ (Birkner/Foltin 2010: 103) beeinflusst. Hier wird also davon ausgegangen, dass Gefühle nicht nur eine kognitiv-emotionale Komponente haben, sondern sich auch konkret auf den Körper beziehen.

Von feministischer Seite ist das Konzept der affektiven Arbeit von Hardt und Negri dahingehend kritisiert worden, dass sie feministische Theorie zwar als Bezugspunkt setzten, die tatsächlichen Macht- und Ausbeutungsverhältnisse, die in einer patriarchalen Gesellschaft bestünden, jedoch nicht berücksichtigten (vgl. u.a. Schultz 2006; Weeks 2007; Federici 2012). Unter Beachtung dieser Kritik greifen Birgit Sauer und Otto Penz (2016) sowie Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2010) dennoch auf das Konzept zurück und erweitern es für ihre jeweiligen Zwecke. Sie argumentieren, dass es über das Konzept emotionaler Arbeit von Arlie Hochschild hinausgehe und es möglich mache, die lustvollen und kooperativen und damit auch die „möglicherweise widerständigen und befreienden Dimensionen“ (Penz/Sauer 2016: 71) in den Blick zu nehmen. Zudem sei es über affektive Arbeit möglich, sich auf verschiedene Weise bestehenden Machtverhältnissen anzunähern und „damit die Verbindung zwischen Produktionsarbeit und Reproduktionsarbeit unter neuartigen neoliberalen Konstellationen untersuchen zu können und dabei zugleich sensibilisiert zu werden für Verschiebungen und Entgrenzungen der beiden Bereiche wie im Geschlechterregime insgesamt“ (ebd.: 73).

Affekte sind dabei weniger konkret greifbar als Emotionen (nach Hochschild) und bilden somit auch nicht-intendierte und diffuse Aspekte von Gefühlsarbeit ab (Gutiérrez Rodríguez 2010: 132). Mit dem Fokus auf Affekte und Affizieren könnten somit auch die körperlichen und sinnlichen Dimensionen von angeblich emotionslosen Kategorien wie Arbeit und Wert aufgedeckt werden (ebd.: 127).

Gefühlsarbeit bildet damit ein Konglomerat verschiedener Ansätze, die sich jedoch darin verbinden, dass sie die emotionale und affektive Seite von Arbeit aufgreifen und beschreib-

---

1 Die Unterscheidung der beiden Begriffe hängt mit einer generellen Diskussion um die Unterscheidung von „Affekt“ und „Emotion“ zusammen, die hier nicht weiter ausgeführt werden kann. Beiträgt dazu finden sich bei Sara Ahmed (2004) und Brian Massumi (2002).

bar machen. Sie kann auf verschiedene Formen von Arbeit angewandt werden und neue Perspektiven auf Arbeit aufzeigen, wie ich in den folgenden Abschnitten aufgreife.

### 3. Gefühlsarbeit als Grundlage der „Carespective“

Wie im vorherigen Abschnitt gesehen, besteht Gefühlsarbeit aus Fähigkeiten, die im „Privaten“ erlernt werden und anschließend in Erwerbsarbeitskontexten verwertbar gemacht werden. Jene im Privaten erlernte Fähigkeiten werden u.a. über Erziehung und Sozialisation, also über Sorgearbeit anderer Personen vermittelt. Es handelt sich vornehmlich um die Kenntnis über die eigenen Gefühle und wie mit ihnen umzugehen ist und um kommunikative und soziale Fähigkeiten, die ausschlaggebend für den richtigen Umgang mit bspw. Kund\*innen und Kolleg\*innen sind. Gefühlsarbeit stellt demnach eine wichtige Verbindungslinie zwischen Debatten um Sorgearbeit sowie Debatten um eine „gute“ Gestaltung von Erwerbsarbeit dar. Ich plädiere dafür, Gefühlsarbeit insgesamt in feministischen Debatten (wieder) mehr ins Zentrum zu stellen. Während sie in früheren feministischen Auseinandersetzungen eine große Rolle spielte, hat sich der Fokus in den letzten Jahrzehnten etwas verschoben. Um einen Slogan aus der „zweiten Welle“ der feministischen Bewegung aufzugreifen, gehe ich davon aus, dass Gefühlsarbeit das Potenzial dafür liefern kann, das Private wieder politisch werden zu lassen. Dafür greife ich auf jene feministische Perspektive zurück, die die Sorge ins Zentrum stellt und die ich als „Carespective“ bezeichne. Meiner Ansicht nach stellt Gefühlsarbeit eine wichtige Erweiterung dieser Perspektive dar.

Seit ihren Anfängen beschäftigt sich die feministische Bewegung (und Wissensproduktion) mit der gesellschaftlichen Organisation von Sorge (Speck 2019: 35). Besonders wichtig waren dabei die Auseinandersetzungen um Hausarbeit, die in (West-)Deutschland vornehmlich ab den 1970er Jahren geführt wurden. In der so genannten „Hausarbeitsdebatte“ übten vor allem marxistische Feministinnen Kritik an der Fokussierung der Marxschen Werttheorie auf die Erwerbsarbeit (vgl. u.a. Dalla Costa/James 1975; Bock/Duden 1977). Der Hauptstandpunkt dieser Debatte um linke Theorie und Kapitalismuskritik bestand darin, das Patriarchat als weitere Herrschaftssystem neben dem Kapitalismus sichtbar zu machen (vgl. Haug 2006: 92). In der feministischen Auseinandersetzung mit der kritischen politischen Ökonomie rückte die Haus- oder Reproduktionsarbeit ins Zentrum der Betrachtung und wurde neben der Lohnarbeit als weiteres Ausbeutungsverhältnis eingeordnet (Haidinger/Knittler 2016: 86). Daraus entstand die Forderung von einem „Lohn für Hausarbeit“, der vor

allem als Kapitalismuskritik verstanden werden kann und die Bedeutung von Sorgearbeit für den Erhalt bestehender kapitalistischer Strukturen deutlich machen sollte (vgl. Federici 2012). Die Forderung und die Debatte um sie wurde mitnichten in der gesamten feministischen Bewegung geteilt. Sie brachte jedoch wichtige Punkte in die Diskussion um die Organisation von Arbeit ein, die bis heute Wirkung zeigen, bspw. in Debatten um die „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (vgl. Kontos 2015). Eine wichtige Errungenschaft der Diskussion bestand u.a. in ihrem großen Einfluss „auf einen Wandel des Verständnisses von Arbeit insgesamt, wozu nicht nur die Herausstellung der Bedeutung von Hausarbeit, sondern auch von ‚Beziehungs-‘ und ‚Gefühlsarbeit‘ [...] gehörte“ (Speck 2019: 42). Seither fallen demnach auch emotionale und soziale Tätigkeiten unter jenen Bereich, der heute als Care- oder Sorgearbeit bezeichnet wird.

Dieser Umstand liegt vor allem darin begründet, dass die Betrachtungen sich auf den „privaten“ Raum der fordistischen Kleinfamilie bezogen, in denen es eine klare Rollenaufteilung gab. Sorgearbeit umfasste einen relativ klar abgegrenzten Bereich von Tätigkeiten, der vor allem der Mutter als Aufgabe zufiel. Hier setzte der Kritikpunkt der Hausarbeitsdebatte an, durch die diese Tätigkeit aus ihrer Unsichtbarkeit und Abwertung geholt werden sollten. Der Haushalt wurde damit als Ansatzpunkt des feministischen Kampfes identifiziert (vgl. Kontos 2015). Nach der Hausarbeitsdebatte trat das Thema der Sorgearbeit zunächst für einige Zeit in den Hintergrund und die Debatten der feministischen Theorie verlagerten sich auf andere Themen (vgl. Haidigner/Knittler 2016: 97). Die Frage nach der Organisation von Sorge und Debatten um Care-Arbeit wird jedoch in den letzten Jahren wieder vermehrt aufgegriffen. Das hängt vor allem mit der sich immer weiter verschärfenden Krise der sozialen Reproduktion oder Sorgekrise zusammen (vgl. Knobloch 2013: 24). Der Grundkonflikt der Sorgekrise besteht darin, dass die öffentlichen Sorgestrukturen, die eigentlich für die Versorgung und Fürsorge der Bevölkerung zuständig sein sollten, nicht mehr mit dem Sorgebedarf und der Lebensrealität der meisten Menschen zusammen passen. Durch sich verändernde Familien- und Erwerbsarbeitsstrukturen und einer zunehmenden Neoliberalisierung und Privatisierung von Pflege- und Betreuungsangeboten, stehen wir derzeit vor der Situation eines hohen Bedarfs an Carearbeit, der kaum aufgefangen werden kann. Aufgaben, die früher von Familien und sozialstaatlichen öffentlichen Einrichtungen übernommen wurden, müssen nun privat ausgelagert werden und sind marktwirtschaftlichen und rationalisierten Maßstäben unterworfen (vgl. u.a. Jürgens 2013; Jurczyk 2014; Klinger 2013). Dadurch sind Pflege- und Betreuungsangestellte mit Ansprüchen konfrontiert, eine Arbeit, die sich eigentlich um

Paradigmen von Sorge und Leben drehen sollte, möglichst effizient und kostengünstig durchführen zu müssen. Und auch wenn es während der Coronapandemie einen kurzen Moment gab, der die Relevanz dieser Berufe aufzeigte, erfahren sie nach wie vor wenig gesellschaftliche Anerkennung, die zu einer Verbesserung ihrer Situation führen würde.

An diesen Herausforderungen setzte die feministische Bewegung in den letzten Jahren an, wie durch Kampagnen wie der „Care Revolution“ oder feministischen Streiks am 8. März deutlich wird (vgl. u.a. Winker 2015). Hier verbinden sich Arbeitskämpfe von Pflegepersonal wie bspw. der Charité mit Kämpfen von Erzieher\*innen und illegalisierten Haushaltsangestellten. Was sie eint, ist eine Perspektive auf Sorgearbeit, die nicht nur ihre unmittelbare Arbeitssituation mit einschließt, sondern eine gesamtgesellschaftliche Veränderung anstrebt, „die menschliche Bedürfnisse ins Zentrum stellt und selbstbestimmte Lebensweisen und Sorgebeziehungen avisiert“ (Speck 2019: 48). Diese Vision bezeichne ich als „Carespective“, also als Perspektive, die Welt aus Sicht der Sorge zu betrachten und das Leben ins Zentrum der Kämpfe zurück zu holen (vgl. Precarias a la deriva 2017). Sie geht davon aus, dass Menschen als soziale Wesen existieren und in Abhängigkeiten voneinander stehen und sich gegenseitig umeinander sorgen müssen. Damit stellt sie sich gegen die Vorstellung des autonomen Individuums, das unabhängig und rational Entscheidungen trifft und für sich alleine handelt (Precarias a la deriva 2014: 101). Während in dieser Perspektive des Individualismus Abhängigkeiten als Mangel angesehen werden, versteht die Carespective sie als „Grundlage unserer Sozialität“ (Precarias a la deriva 2017: 86). Ich halte diese Perspektive für ausschlaggebend, um sich auf dieser Grundlage auch mit der Gestaltung von (Sorge-)Arbeit auseinanderzusetzen. In ihrer Anwendung bezieht sie sich vor allem auf die fehlende Anerkennung von Sorgeberufen und verbindet sie mit der Forderung nach der Verbesserung von Arbeitsbedingung in eben jenen Bereichen (vgl. u.a. Winker 2015).

Mit dem Fokus auf den Gefühlsarbeitsaspekt von Sorgearbeit scheint es darüber hinaus möglich, die Carespective expliziter auf soziale Beziehungen und andere Arbeitskontexte wie Familienstrukturen, des Haushalt oder auch aktivistische Kontexte anzuwenden. Dadurch kann sich genauer der Frage darüber zugewandt werden, wie Arbeit hier gestaltet wird und welche Konsequenzen sie für beteiligte Personen hat. Dadurch können diese „privaten“ Situationen auch als Orte des politischen Handelns und des Kampfes angesehen werden. Ich möchte damit nicht sagen, dass sie derzeit nicht so verstanden werden. Gerade in Bezug auf den privaten Haushalt mit Kindern findet derzeit eine enorme Wissensproduktion über sozi-



ale Medien<sup>2</sup> und entsprechende Ratgeberbücher (vgl. Cammarata 2020; Fröhlich 2020) statt. Und auch soziale und romantische Beziehungen werden in popkulturellen Publikationen verhandelt und unter Stichworten wie „mental load“ und „Beziehungsarbeit“<sup>3</sup> durchaus diskutiert. Und auch wenn durch diese Auseinandersetzungen eine gewissen Kollektivität geschaffen wird, weil Menschen sich mit ihren Problemen weniger alleine fühlen, entsteht der Eindruck, dass die Herausforderungen größtenteils auf einer individuellen Ebene geführt werden und sich auch nach wie vor an heteronormativen Beziehungs- und Familienmodellen orientieren. Ich sehe hier das Risiko der Vereinzelung von Kämpfen bzw. der Trennung von bswp. (Haus-)Frauen mit Kindern und kinderlosen Personen, obwohl gerade an dieser Stelle gegenseitige Solidarität und gemeinsames Handeln besonders relevant sind. Die Herausforderungen, die mit Sorgearbeit verbunden sind, betreffen letztlich alle. Silvia Federici formulierte dazu bereits 1975):

„We want and must say that we are all housewives, we are all prostitutes, and we are all gay, because as long as we accept these divisions, and think that we are something better, something different than a housewife, we accept the logic of the master.“ (Federici 2012: 22)

Die Gefühlsarbeit in diese Auseinandersetzung mehr einzubeziehen, kann ein Ansatzpunkt bieten, um die Herausforderungen privat geleisteter Gefühlsarbeit struktureller zu erfassen, auch für eine akademische Betrachtung konzeptionell einzuordnen und neue Ansätze zur Gestaltung von Arbeit und Beziehungen zu finden. Sie kann es ermöglichen, Arbeit und damit auch Sorgearbeit als Spektrum zu betrachten, dass sich an verschiedener Stelle und auf verschiedene Weise affektiv und emotional auswirkt. Somit wird es möglich auf patriarchale und kapitalistische Machtverhältnisse zu verweisen, die sich durch Arbeitsstrukturen ausdrücken, wie beispielsweise die Abwertung feminisierter Tätigkeiten und Eigenschaften. Zugleich kann jedoch auch auf freudvolle und bereichernde Aspekte von Arbeit verwiesen werden, wenn sie mit positiven Empfindungen in Verbindung gebracht wird (vgl. Penz/Sauer 2016).

---

2 Zum Beispiel: Johanna Fröhlich Zapata (@alltagsfeminismus), Alicia Schlender (@feminismusundfamilie), @equalcaresday, Anna Mendel (@annamendel.official), Patricia Cammarata (@dasnuf), Laura Fröhlich (@mentallload\_expertin)

3 Beispiele sind der Comic der Zeichnerin Emma (2017) „You should’ve asked“ oder die Comics von Liv Strömquist, besonders „Ich fühl’s nicht“ (2020) sowie politische Zines wie „Können wir jetzt über was anderes reden?“ (2017).

#### 4. Gefühlsarbeit als Verkörperung von Arbeit

Konzepte von Gefühlsarbeit können demnach dabei helfen, eine neue Perspektive auf Arbeit im Allgemeinen zu entwickeln und ihre emotionalen und affektiven Aspekte aufzudecken. Sie machen es zum einen möglich, die Rolle von Emotionen im Kapitalismus und ihre ökonomische Verwertung anhand expliziter Situationen offenzulegen, wie es u.a. Eva Illouz (2006) vorschlägt. Dabei wird auch der Zusammenhang von Sorgestrukturen sowie gesellschaftlichen Machtverhältnissen deutlich, die sich über Arbeitsstrukturen ausdrücken. Gefühlsarbeit stellt dementsprechend eine Verbindungslinie zwischen der Produktions- und der Reproduktionssphäre dar, weil sie eine wichtige Kompetenz und Qualifikation für nahezu alle Erwerbsarbeitskontexte darstellt (vgl. Neckel 2005).

Durch die Inwertsetzung von Gefühlen wird die gesamte Person mit ihrem gesamten Körper in die Produktionsstrukturen einbezogen (vgl. Morini 2007: 45). Sie wird dazu gezwungen, ihre vollständige Persönlichkeit unter Aspekte von Arbeitsfähigkeit auszurichten. Die Prekarität von Berufen, in denen viel Gefühlsarbeit abverlangt wird, ist dadurch geprägt, dass sie sich affektiv auf das Leben der Personen auswirken. Stress und hohe Belastungen entstehen auch dadurch, dass es kein Ende einer Arbeit geben kann, die das gesamte Leben von Menschen in ihre Funktionsweise einbezieht. Das ist darauf zurückzuführen, dass heutige Arbeitsstrukturen stark durch Flexibilität, Mobilität und Prekarität geprägt sind (vgl. Tsianos/Papadopoulos 2016).

Arbeit bestimmt Subjektivierungsprozesse, die die Identität einer Person prägen (Morini 2007: 45). Sie durchzieht soziale Beziehungen und Interaktionen, in denen kommunikative und emotionale Fähigkeiten erprobt werden und soziale Regeln gefestigt werden, die ebenfalls Anwendung in Arbeitskontexten finden. Die Identität und die erlernten Fähigkeiten spiegeln sich in der Klassenposition und dem „affektiven Kapital“ einer Person wider, das in Arbeitskontexten nutzbar gemacht wird (vgl. Penz/Sauer 2016: 77). Zusätzlich ist die Person jedoch nicht nur mit ihren „immateriellen“ Eigenschaften bei der Arbeit, sondern ist dort konkret mit ihrem Körper anwesend, der von Affekten durchzogen wird und an dem Emotionen und affektive Reaktionen auf Arbeit sichtbar werden (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2014).

Deshalb plädiere ich dafür, über das Konzept der Gefühlsarbeit den Körper mit in Arbeitskonzeptionen einzubeziehen. Auch wenn viele Tätigkeiten über informationelle und kognitive Prozesse stattfinden und somit als „immateriell“ gelten (vgl. Hardt/Negri 2000), arbeitet

ein Person auch immer mit ihrem Körper. Vassilis Tsianos und Dimitris Papadopoulos (2016) greifen diesen Umstand im Konzept der „verkörperten Kapitalismus“ auf, „um die Komplexität des Postfordismus zu verstehen und die Bedingungen, die der Postfordismus selbst für seine eigene Überwindung schafft“ (ebd.: 323). Als eine Eigenschaft des verkörperten Kapitalismus beschreiben sie die Affektivität, nach der Körper durch die Fähigkeit hergestellt würden, „ihren eigenen Existenzmodus dadurch zu verändern, dass sie andere affizieren und von anderen affiziert werden, nicht nur durch reine linguistische oder verbale Kommunikation“ (ebd.: 324). Sie gehen demnach auch von affektiven und sozialen Aspekten von Arbeit aus, die sich auf das gesamte Leben arbeitender Personen beziehen und damit neue Formen Arbeit und Prekarität schaffen.

Gefühlsarbeitskonzepte können auch hier greifen, um sich diesen Formen anzunähern. Durch sie wird es möglich, die Wirkung der eigenen Arbeitssituation beschreibbar zu machen und mit gesamtgesellschaftlichen wirkenden kapitalistischen Strukturen in Verbindung zu bringen. Meiner Ansicht nach liegt auch hier das Potenzial, neue Kollektivitäten zu schaffen. Die belastenden Auswirkungen von Arbeit wie Stress oder Burn-Out werden zwar in Statistiken erfasst, werden jedoch nach wie vor im Rahmen der Leistungsgesellschaft romantisiert und in gewisser Weise als erstrebenswert erachtet. Wenn jedoch Gefühlsarbeit als wichtiger Bestandteil jeglicher Arbeit verstanden wird, können Stresssymptome struktureller erfasst und problematisiert werden. Würden wir bei jeder Arbeit davon ausgehen, dass sie auch soziale und affektive Aspekte beinhaltet, können wir auch ihre Auswirkungen neu denken und sichtbar machen. Es würde bedeuten, offen über Arbeitssituationen, die Gestaltung von Arbeitsplätzen und Arbeitsbeziehungen verhandeln zu können und sie nach den Grundbedürfnissen arbeitender Personen ausrichten zu können (das schließt auch Sorgearbeit und politisch-aktivistische Arbeit ein). Auch hier könnte sich an der Carespective ein Beispiel genommen werden, in dem Arbeitsstrukturen sich an den Menschen und ihren Bedürfnigkeiten orientieren, anstatt Profit und Effizienz in Zentrum zu stellen.

## 5. Schlussfolgerungen

Wie in meinem Text gesehen, können Ansätze von Gefühlsarbeit dazu dienen, Arbeit neu zu denken. Sie können dabei einerseits als Analysetools dienen, um Gefühle in Arbeitsbeziehungen zu untersuchen (vgl. Penz/Sauer 2016). Andererseits kann Gefühlsarbeit auch als Ausgangspunkt für die Formulierung emanzipatorischer Arbeitskonzepte dienen. So kann

eine neue Vorstellung von Arbeit entwickelt werden, die sich an feministischen Auseinandersetzungen orientiert und Sorge und Gefühlsaspekte von Arbeit in den Fokus nimmt. Davon ausgehend kann sich eine Kritik an der Leistungsgesellschaft sowie neoliberalen Arbeitsstrukturen erfolgen, die zeigt, wie gegenwärtige Arbeitsstrukturen und -anforderungen affektiv auswirken. Über das Aufzeigen von Gefühlsarbeit kann besprechbar gemacht werden, auf welche Art und Weise jegliche Formen von Arbeit Stress erzeugen können und zu Erschöpfung führen können. Es lässt sich aufzeigen, dass Arbeit nicht nur dann stattfindet, wenn Personen sich „am Arbeitsplatz“ befinden (der in Zeiten von Homeoffice und mobilem Arbeiten auch nur wenig festgelegt ist). Arbeit durchzieht das gesamte Leben von Menschen und ihren Beziehungen. Paradigmen von Leistung und Effizienz werden in den verschiedensten Situationen angewandt. Über Gefühlsarbeit wird es möglich, diese Umstände zu thematisieren. Dadurch können auch jene Empfindungen aufgedeckt werden, die sich nicht immer über Worte kommunizieren lassen können, sondern beispielsweise vor allem affektiv und über den Körper stattfinden. Wenn wir uns der Arbeit über Gefühle annähern, können wir andere Zugänge zu Produktivität und Verwertbarkeit finden, die sich nicht nur auf konkrete Arbeitsprozesse selbst auswirken, sondern auch Tätigkeiten jenseits von Erwerbsarbeit einschließen.

Zudem kann es Gefühlsarbeit dazu dienen, neue Zugänge zu sozialen Beziehungen und Familienstrukturen zu entwickeln. Gefühlsarbeit zeigt, wie Beziehungen nach wie vor von patriarchalen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen durchzogen sind. Feminisierte und rassifizierte Arbeit und die damit verbundenen Subjektivierungsstrukturen werden nach wie vor abgewertet. Wir brauchen hier eine neue Sprache, um diese Verhältnisse beschreibbar zu machen und deutlich zu machen, welche Arbeit hier nach wie vor stattfindet. Es ist wichtig, Beziehungen neu zu verhandeln und die Herausforderungen von Gefühlsarbeit neu zu organisieren. Das kann einerseits bedeuten, sich in politischen Zusammenhängen offen über Emotionen auszutauschen und eine Praxis der Verwundbarkeit zu entwickeln. Andererseits halte ich es nach wie vor für wichtig, Kritik daran zu üben, dass Menschen mit Sorgeverantwortung oftmals auf die staatliche Anerkennung als heteronormative Kleinfamilie angewiesen sind, in der sich Sorge- und Gefühlsarbeit bekanntlich nur schwerlich gerecht verteilen lässt. Realpolitische Forderungen wie die Abschaffung des Ehegattensplittings, dem Adoptionsrecht für queere Familien, die Anerkennung von mehr als drei Eltern als Sorgeberechtigte und die Neustrukturierung von Elternzeit sind hier wichtige erste Schritte, um diese Strukturen aufzubrechen und Sorgearbeit neu zu verteilen.

Darüber hinaus sind auch die Forderungen nach einem bedingungslosen Grundeinkommen und radikaler (Erwerbs-)Arbeitszeitverkürzung wichtige Punkte, um Arbeit generell neu zu denken und zu gestalten. Sie können es ermöglichen, sich den Freiraum zu nehmen, über neue Formen von Arbeit nachzudenken, die nicht auslaugt und unterdrückt, sondern inspirierend und erfüllend wirkt. Wenn wir Gefühlsarbeit in diese Konzepte mit einbeziehen, können wir jetzt schon anfangen darüber nachzudenken, wie wir uns bei einer solchen Arbeit fühlen wollen. Und ja – it's gonna be a lot of work.

## Literatur

Ahmed, Sara. (2004): *The cultural politics of emotion*. Edinburgh: Edinburgh University-Press.

Bargetz, Brigitte (2013): Markt der Gefühle, Macht der Gefühle. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 38 (2). S. 203 – 220.

Beck, Julie (2018) *The Concept Creep of 'Emotional Labor'*. *The Atlantic*. 26.11.2018. Verfügbar unter: <https://www.theatlantic.com/family/archive/2018/11/arie-hochschild-housework-isnt-emotional-labor/576637/> (zuletzt aufgerufen am: 14.02.2021).

Birkner, Martin; Foltin, Robert (2010): *(Post-)Operaismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.

Bock, Gisela; Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe aus Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): *Frauen und Wissenschaft*. Berlin: Courage Verlag. S 118 – 199.

Cammarata, Patricia (2020): *Raus aus der Mental Load Falle. Wie gerechte Arbeitsteilung in der Familie gelingt*. Weinheim: Beltz

Dalla Costa, Mariarosa; James, Selma (Hg.) (1975 [1972]): *The Power of women and the subversion of the community*. Bristol: Falling Wall Press.

Emma (2017): *You should've asked*. 20.05.2017. Verfügbar unter: <https://english.emmaclit.com/2017/05/20/you-shouldve-asked/> (Zuletzt aufgerufen: 15.12.2020).

Federici, Silvia (2012): *Revolution at Point Zero. Housework, Reproduction, and Feminist Struggle*. Oakland: PM Press.

Fröhlich, Laura (2020): *Die Frau fürs Leben ist nicht das Mädchen für alles. Was Eltern gewinnen, wenn sie den Mental Load teilen*. München: Kösel.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010): *Migration, domestic work and affect: a decolonial approach on value and the feminization of labor*. New York: Routledge.

- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2014): Haushaltsarbeit und affektive Arbeit: über Feminisierung und Kolonialität von Arbeit. PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 44 (174). S. 71 – 91.
- Haidinger, Bettina; Knittler, Käthe (2016): Feministische Ökonomie. Intro: eine Einführung. Wien: Mandelbaum (kritik & utopie).
- Hardt, Michael (1999): Affective Labor. *Boundary*, 26 (2). S. 89 – 100.
- Hardt, Michael; Negri, Antonio (2000): *Empire*. Cambridge: Harvard University Press.
- Haug, Frigga (2006): Marxistische Theorien und feministische Debatten. In: Niechoj, Tors-ten Tullney, Marco (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie*. Marburg: Metropolis Verlag. S. 73 – 119.
- Hochschild, Arlie Russell (1985 [1983]): *The managed heart: commercialization of human feeling*. Berkeley u.a: University of California Press
- Illouz, Eva (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Jurczyk, Karin (2014): Entgrenzte Arbeit und Care in privaten Lebensformen. In: Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria (Hg.): *Für sich und andere sorgen*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 171–182.
- Jürgens, Kerstin (2013): Deutschland in der Reproduktionskrise - Nachbetrachtung einer Diagnose. In: Nickel, Hildegard Maria; Heilmann, Andreas (Hg.): *Krise, Kritik, Allianzen*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 70 – 85.
- Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer... .Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in soziophilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna; Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hg.): *Gesellschaft*. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 82 – 104.
- Knobloch, Ulrike (2013): *Sorgekrise*. Ein Handbuchartikel'. In: Baumann, Hans (Hg.): *Care statt Crash*. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus. Zürich: Edition 8. S. 24 – 32.
- Kontos, Silvia (2015): Von der Hausarbeitsdebatte zur "Krise der Reproduktion"?. In: Demirović, Alex; Klauke, Sebastian; Etienne Schneider (Hg.): *Was ist der „Stand des Marxismus“?* Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 78 – 103.
- Massumi, Brian (2002): *Parables for the virtual: movement, affect, sensation*. Durham: Duke University Press.
- Morini, Cristina (2007): The Feminization of Labour in Cognitive Capitalism. *Feminist Review*, 87 (1). S. 40 – 59.
- Neckel, Sighard (2005); *Emotion by design: Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm*. *Berliner Journal für Soziologie*, 15 (3). S. 419 – 430.

Penz, Otto; Sauer, Birgit (2016): *Affektives Kapital: die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*. Frankfurt (Main): Campus.

Precarias a la deriva (2014): *Was ist dein Streik? Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität*. Wien, Linz, Berlin, London, Zürich, Malaga: transversal texts.

Precarias a la deriva (2017): *Globalisierte Sorge*. In: Bärtsch, Tobias et al. (Hg.) *Ökologien der Sorge*. Wien, Linz, Berlin, London, Zürich, Malaga: transversal texts. S. 25 – 96.

Schultz, Susanne (2006): *Dissolved Boundaries and “Affective Labor”*: On the Disappearance of Reproductive Labor and Feminist Critique in Empire. *Capitalism Nature Socialism*, 17 (1). S. 77 – 82.

Speck, Sarah (2019): „Wir machen was, was ihr nicht seht“: Zur Politisierung von Sorge in feministischen und anderen Bewegungen. In: Binder, Beate et al. (Hg.): *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 35 – 54.

Strömquist, Liv (2020): *Ich fühl’s nicht*. Berlin: avant-verlag.

Tsianos, Vassilis; Papadopoulos, Dimitri (2016): *Prekarität: eine wilde Reise ins Herz des verkörperten Kapitalismus, oder: Wer hat Angst vor der immateriellen Arbeit?* In: Raunig, Gerald; Wuggenig, Ulf (Hg.): *Kritik der Kreativität*. Wien, Linz, Berlin, London, Zürich, Malaga: transversal texts. S. 297 – 329.

U‘n‘S (2017): „Können wir jetzt über was anderes reden?“ *Unsere Erfahrungen in Beziehungen mit cis-Männern*. Ein Zine. Verfügbar unter: <http://queertopia.blogspot.de/images/ZineKoennenwirjetztueberwasanderesreden.pdf> (Zuletzt aufgerufen am 19.09.2021).

Weeks, Kathi (2007): *Life Within and Against Work. Affective Labor, Feminist Critique, and Post-Fordist Politics*. *Ephemera*, 7 (1). S. 233–249.

Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript-Verlag.